

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 204 (1925)

Artikel: Der Sonne zu : Erzählung
Autor: Reinhart, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sonne zu.

Erzählung von Josef Reihart

Als der Spätherbst mit rauhen Fingern in die Bäume fuhr und die farbigen Blätter herunterriß, da ward es in manchem Stüblein, wo sommerlang die Sonne hereinscheint, wieder öd und finster. Schläfrig stand der Morgen auf und langsam wich die Nacht, ließ einen dichten, feuchten Nebel im Tal zurück. Am Mittag selbst bezeichnete kaum ein schwacher Schein die Stelle, wo an warmen Sommertagen um diese Zeit die Sonne stehen mochte. Gegen Abend drang der rauhe Wintergast mit frostigem Hauch bis in die hintersten Gäßchen und in die offenen Haustüren und drängte die sonst so gassenfrohen Kinder früh schon in die warmen Stuben und hinter den Ofen.

Und wie ein schönes Märchen leuchtet die Zeit in der Erinnerung nach, da noch die Sonne den Wald und Berghang mit Goldschein übersponnen. Fast hätte man sie vergessen im Tal, wenn nicht die Holzhauer am Abend mit hellen Augen vom Bergwalde herab ins Dorf und in die Stuben gekommen wären. Sie erzählten, wie sie da oben tagsüber hemdärmlich die Axt geschwungen und im Licht der Sonne übers Nebelmeer geschaut.

Hinten aber im Dorf, wo die Straße und der Bach eng aneinander zwischen den grauen Mauern hindurch sich zwängen müssen, hätte man jetzt der Sonne gern guten Tag gesagt.

In einem alten Hause zu ebener Erde lag das Stübchen, wo sie wohnten; es hatte einst dem Vater auch als Werkstatt gedient. Hinter dem schmalen Fenster, das nur ein paarmal im Jahr die Sonne sah, hatte er Schuhe geslickt, und die Kinder waren, als niemand mehr sie hütete, und die Mutter im Grabe lag, ihm spielend zu Füßen gefessen. Oft aber hatten sie stundenlang keinen Blick von seinem Munde getan, wenn er das reiche Schatzkästlein seiner bunten Märchenwelt vor ihnen geöffnet. Seine dunklen Augen leuchteten im feuchtem Glanz, und seine blei-

chen Wangen glühten, wenn er all die Herrlichkeit vor ihren staunenden Augen ausbreiten konnte. Doch einmal und immer wieder seufzte er, so oft er ihnen das Märchen erzählte von der goldenen Sonnedistel, die oben auf der Fluhmatt wuchs und nirgends sonst im ganzen Bergbereich.



„Ja, wenn man die hätte, Kinder,“ sagte er, „dann müßte man nicht frieren mehr in kalter Kammer; dann bekämt ihr braune Wangen und euer Vater würd' auch bald wieder gesund. Oben, ganz oben wächst sie auf den Weiden, blüht den ganzen Sommer, trinkt warmen Sonnenschein und welket nicht, im Herbst nicht, wenn andere Blumen sich entblättern, und in des Winters Stürmen bleibt sie offen, leuchtet mit dem Sonnenschein, den sie im Sommer in sich getrunken, in den grauen Himmel hinauf und strömt Wärme aus, daß des Waldes Tierlein kommen; denn wo sie glüht da bleibt kein Schnee. Wer die Blume findet und trägt sie ins Tal, ja der hat Glück, der bringt die Sonne heim; ob draußen der Sturm an den Mauern rüttelt, ob der Wind in den Kamin heult, was kümmert's ihn? Er kann sich

freuen und wärmen am Sonnenschein, der aus der Blume strömt!“

Während er noch erzählte, ging sein Blick durchs Fenster nach dem Berg hinauf, als möchte er den Pfad suchen, der zur Wunderblume führt.

Aber die Kinder, mit heißen Wangen und glänzenden Augen, ließen ihm keine Ruhe, drängten sich an ihn und bettelten und fragten:

„Ja, Vater, kann man denn nicht holen, suchen im Berg die Blume? Warum gehst du nicht am Sonntag?“ Der Vater schüttelte langsam den Kopf und lächelte bitter, fuhr mit der magern Hand dem Knaben über den Scheitel: „Der Vater ist halt krank, mag nicht so hoch mehr steigen!“

„Aber ich, Vater!“ rief der Knabe, und reckte seine

Arme, und wie ein Feuerlein glänzte es in seinem Blick; „ich bin nicht krank, ich will sie holen, Vater! Dann bring ich sie euch heim, und immer haben wir dann Sonnenschein!“

Im frohen Vorgefühl des Vollbringens faßte er den Arm der Schwester, die mit müden Augen und bleichen Wangen neben dem Vater stand. Mit Ungeßüm zog er in die Stube hinaus und hüpfte erwartungsfroh herum, bis sich Dolorli jäh von seiner Hand riß und mit zitternden Fingern nach dem Vater wies, den der Husten wieder mit roher Kraft gefaßt. Verschüchtert, mit hängenden Armen standen die Kinder da und schauten ihn an, als ob sie ihm helfen wollten. Bald ging's jedoch vorbei, und der Vater lächelte wieder, sagte ein heiteres Wort, daß sie meinten, die Sonne scheine durch die Fensterscheiben.

Aber der Vater hustete jeden Tag stärker und lächelte seltener, und eines Abends, als die Sonne überm Wald niederging, schloß er die Augen für immer. Da hatten die Kinder niemanden mehr, der ihnen Geschichten erzählte; denn die alte Base, die ins Haus gekommen, bis die beiden einen Meister hätten, wußte keine, hätt' auch nicht Zeit gefunden zum Erzählen; denn sie mußte noch ihr Brot verdienen. Die Kinder litten keinen Hunger. Es gab gute Leute genug; der Pfarrer kam auch zu ihnen, der alte Herr mit weißen Haaren, der brachte auch jedesmal ein wenig Sonnenschein mit seinem gültigen Wort und milden Wesen. Aber einmal schaute er besorgt und ernst das bleiche Mädchen an: „Ja, du bist krank und Husten hast“, und einmal gab er der Base einen Taler: „Kauft ihr gute Speisen, Frau, sie ist des Vaters Kind! Man muß den Doktor fragen!“

So lang der Sommer überm Land lag, und die Kinder tagsüber im Wald und in den Beeren lebten und abends sonnenfroh und heiter ins Stübchenkehrten, ging noch alles gut; aber als der Winter die Blätter von den Bäumen riß, der Nebel in alle Ecken kroch, da kam der Husten wieder an das Kind. Der Doktor mußte kommen, machte ein finsternes Gesicht, schüttelte den grauen Kopf. „Das Mädchen“, sagte er, „das Mädchen hat's auf der Brust. Schlimm das, schlimm, wo keine Sonne scheint. Ja, ja, die Sonne, die könn't' heilen!“

Wo wollten sie die Sonne nehmen, da alles im Nebel lag? Ja, wenn der Vater noch dagewesen, dann wär's wieder hell geworden. Einmal machte sich der Knabe an die Base, die seufzend mit „Ach Gott, ach Gott“, an ihrer Arbeit saß: „Erzähl' das von der Sonnendistel, Base“. Aber die schüttelte den Kopf. Sie hatte nie hineingesehen in das Zauberland der Märchen.

Fast immer wo die Kinder gingen und waren, dachten sie jetzt daran, und als es kälter und rauher ward und Dolorli drinnen bleiben mußte mit seinem Husten, saß der Knabe oft bei ihr am Ofen; sie schauten in die graue Dämmerung hinaus: „Was hast gedacht, jetzt?“ fragte er sie. „An die Sonnendistel hab' ich gedacht“, sagte das Mädchen. „Ja, ich auch!“

Und der Doktor sagte immer wieder, wenn er kam: „Die Sonne, ja die Sonne, die fehlt dem Kinde!“

Einmal, als er wieder fort war und Dolorli weinte,

da stand der Knabe auf: „Du, jetzt steig' ich hinauf; ich will sie holen, die Sonnendistel!“ Das Mädchen sah ihm mit großen Augen und fieberheißen Wangen ins Gesicht. Aber des Knaben Blicke leuchteten: „Ja, schau mich nur an! Jetzt mußt du Sonne haben“.

Schon hatte er die Mütze vom Ofen genommen, hörte nicht mehr Dolorlis Worte: „Du, im Nebel, nein, früh ist es Nacht! Wenn du verirrst. Geh' morgen dann!“

Schon fiel die Türe ins Schloß, schon hörte sie nur noch die auf dem hart gefrorenen Boden verklingenden Schritte des Davoneilenden. Ueber Matten und Felser lief der Knabe dem Walde zu, den wohlbekannten Weg, den er oft mit dem Vater noch gegangen.

Jetzt stieg er allein hinan; aber er fürchtete sich nicht, obschon die überhängenden schwarzen Tannen wenig Licht auf den Bergpfad ließen. Von Zeit zu Zeit mußte er anhalten, denn das Herz pochte wie ein Hämmerlein vom eilenden Aufstieg. Aber schon dünkte es ihn, als ob durch den Nebel das Licht heller und blauer durch die Wipfel dränge. Er verdoppelte die Schritte. Doch wie er höher stieg und der Himmel immer noch nicht sichtbar ward, wollten ihm ein paar Tränen in die Augen kommen. Er schluckte tapfer alle Trübsal nieder, auch als der Weg ausging. Jetzt ward es steiler, spitz Felsensteine, die herabgerollt, ragten aus dem Boden. Dünner, niedriger standen die Tannen, sodaß das Licht bis auf den felsigen Boden drang. Jetzt schaut er plötzlich auf. Wie ein gespenstisches Huschen glitt ein Strahl über den Boden, und jetzt sah er ein Stücklein vom blauen Himmel. O Jubel! Da trat er aus dem niedrigen Gehölz ins freie Bergrevier. Wie gebannt vor einem Bilde blieb er stehen. Zu seinen Füßen breitete sich aus ein breites Nebelmeer. Daraus erhoben sich wie ferne Inseln die weißen Gipfel der Schneeberge und hoch über allem glühte das Auge der Sonne und strahlte Wärme und Glanz hernieder.

Lange stand der Knabe wie in Andacht und sog das lang gesuchte Licht, die weiche Wärme ein. Und während er im Schauer der Wonne in dem Meer des Lichtes stand, wuchs und schwoll sein kleines Herz: „Jetzt bin ich bei der Sonne; jetzt muß ich die Blume finden!“ und mit zitternden Füßen trat er auf die Weide hinaus und fing mit geblendeten Augen an zu suchen. Aber es ging nicht lang, so sah er eine stehen, eine Blume, goldglänzend, wie nach der Sonne lachend. Zitternd, mit jauchzendem Herzen faßte er sie an, spürte nicht die spitzen Stacheln, brach und hob sie in die Höhe, als wollte er sie der Schwester Dolorli im Tal zeigen. Dann sprang und hüpfte er umher mit singendem Mund und Herz. Aber da gewahrte er ja noch eine schönere, mit größeren Goldblättchen und leuchtenderen Sonnenfarben. Jetzt ließ er die erste fallen, suchte und suchte, bis hart an der Fluh er eine fand, die am größten war, voll Sonne.

Als er sie in den Händen hatte und mit brennenden Augen betrachtete wie ein Schatz, kam es ihm in den Sinn, er müßte ihr noch mehr Sonne zu trinken geben, daß sie recht warm und lange leuchten konnte. Und er streckte den Arm aus und hielt sie an das

Licht. „Trink“, sagte er, „daß du lang leuchten magst“. — Aber die Sonne am Himmel war bald müde und neigte sich dem Wald im Westen zu, berührte und vergoldete die dunkeln Gipfel, warf goldene Strahlen über die Wolken, und die Schneeberge glühten ihr nach. Damit sank sie als rote Scheibe hinter den Wald. Die Glut und Farben erloschen wie das Leben auf einem schönen Menschenantlitz, und nur noch eine goldene Spur zeigte an, wo die Sonne vor kurzem noch gewandelt.

Der Anabe stand noch ein paar Minuten mit der Blume; dann fröstelte ihn. Als ob eine kalte Hand in ihre Blätter greifen wollte, hielt er sie unter sein Wams, kehrte sich eilig um und heinelte bergabwärts. Er schaute nicht nach Weg und Pfad, wollte gradaus, da wo das Dorf und Tal am nächsten schien. Als er ins Dickicht der Tannen trat, hielt er an; da war ja schon die Dämmerung herein gedungen, und fast behutsam mußte er gehen, daß er in der Dunkelheit nicht an die Stämme stieß. Mit der einen Hand den Wunderschatz unter seinem Föpplein bergend, tastete er sich mit der andern einen Weg. Aber der ward immer dunkler, und je tiefer er in den Bergwald kam, um so dichter legte sich der Nebel vor seine Augen. Höher hoben die Tannen ihre Häupter um ihn, daß er bald kein Flecklein vom Himmel mehr gewahrte. Doch ging es ja immer mehr abwärts, ob es auch dunkel war. Wenn nur kein Felsen kam! Er dachte daran, die Sonnendistel hervorzunehmen; vielleicht daß sie ihm leuchte und Wärme gab, denn die Kälte drang scharf ihm durch das dünne Föpplein bis ins Innerste. Aber er wollte sie nicht hervornehmen, um ihr Licht zu sparen; auch hatte ja der Vater gesagt, sie schließe sich bei Nacht.

Der Wald war lang; kein Streiflein Licht drang durch die Stämme. Wie vor einer unendlichen schwarzen Wand stand er, lauschte mit angehaltenem Atem und hörte nichts als sein Herz klopfen und in der fernem Tiefe ein Klauschen und dumpfes Kochen vom Nebel, den der Nachtwind durch Schluchten und

Täler trieb. Wenn er jetzt nicht seine Wunderblume bei sich gehabt, es hätte ihn gegraut in dem schwarzen, nachtdunkeln Wald. Aber so schritt er unverzagt weiter, verbiß den Mund, wenn ihn die Füße schmerzten, und die Hände zitterten im Frost. Und spürte nicht Hunger und Ermattung und dachte nur immer daran, wo er wohl wäre im Wald, und wann die Lichtlein des Dorfes im Tale leuchteten.

Einmal kam ihm der Gedanke auf eine Tanne zu klettern. Vielleicht daß dann ein Licht das Dorf ihm

zeigt; aber er wagte es nicht; seine Füße zitterten vom langen Irrgang über Gestein und Wurzeln und durchs Gesträuch. Wenn er nur die Blume hatte! Er dachte ans Schwesterlein daheim. Dolorli weint gewiß, wenn ich so lange nicht komme!

Einmal blieb er stehen und lauschte. Es war wie ein schwacher Ruf an sein Ohr gedungen. So rief die Schwester, wenn sie mitsammen in den Beeren waren. Er horchte nochmals auf! War das ein Traum? Ganz schwach wie im Sommer, als sie im Wald verirrt war, rief Dolorli aus ferner Tiefe. Jetzt war kein Zweifel mehr, sie suchte ihn; sie hatte Angst gehabt, als er nicht heimgelehrt. Da war sie hinausgeeilt, hinauf in den Wald, immer weiter und tiefer und war jetzt verirrt wie er. Erst konnte er nicht Antwort geben; Hals und Brust schien zugeschnürt vom quellen-

dem Herzweh. Dann stürzte er vorwärts, rief mit fliegendem Atem: „Dolorli wart, ich komm!“

Lange ging's bis sie einander gefunden im stockdunkeln Bergwald. Spät mußte es sein. Der Nebel hatte sich gelichtet; schwacher Mondschein geistete durch die Stämme; aber kälter war es geworden. Zitternd vor Frost und weinend hielten sie einander; aber keines wollte dem andern zeigen, daß es weine.

Im Weitergehen redeten sie, denn es tat jedem wohl des andern Stimme zu hören. „Gottlob, daß du da bist!“ sagte Dolorli; „ich hatte Angst und wollte dich suchen. Nun hatt' ich mich verirrt und 's ist so kalt; aber nun gehen wir heim.“



„Ja, nun gehen wir heim“, versetzte der Knabe und drückte ihr die Hand, „stellen die Sonnendistel ein; dann ist's am Morgen warm und hell, wenn wir erwachen, gelt!“ — „Ja, dann ist's hell und warm!“ wiederholte das Mädchen müde.

So redeten sie und huschten wie zwei Geistlein über Stock und glattes Gesträuch, schlipften oft auch aus; das eine fiel zu Boden, das andere half ihm auf. Dann nahm der Knabe die Blume unterm Wams hervor, rührte mit seiner und des Mädchens Hand daran; dann ward es wieder heiter in ihren Herzen und wacker stapften sie weiter.

Aber es ging immer mühsamer, des Mädchens Atem schwerer; anhaltender war sein Husten.

„Ja, du, geh' nicht so schnell“, bat Dolorli. — „Immer noch der Wald!“

„Ja, immer noch der Wald, wir sind verirrt. — Wir wollen beten, du.“

Und sie beteten manches Vaterunser und es wurde ihnen wieder warm und leichter darob. Der liebe Herrgott zeigt uns doch noch den Weg, dachten sie.

Manche Lichtung im Walde narrete sie. Einmal war es ein wenig hell, aber hintendran erhob sich wieder die dunkle Wand des Waldes. In einer solchen Lichtung, wo der Mond fast klar herabschien, daß sie einander die feuchten, weißen Gesichtlein sahen, hielten sie an wie zwei Vögelein mit gebrochenen Flügeln.

„Ich kann nicht mehr jetzt!“ keuchte Dolorli.

„Und ich bin auch so müd!“ keufzte der Knabe.

Sie setzten sich an eine große Tanne wieder, die allein stand und weit die Aeste breitete. Nah saßen sie zusammen, legten die Arme einander um den Hals. Der Knabe zog die Blume hervor und beider Händchen saßen daran. Da spürten sie die Kälte weniger, und so konnten sie im Licht des Mondes einander sehen und eines aus des andern Augen Hoffnung schöpfen für den Morgen. Dieser leuchtet vor ihren zitternden Seelchen in Wärme und Sonnenschein. Und im Walde hatten sie auch nichts zu fürchten. Der Vater und die Mutter im Himmel sahen ja herab und sagten es dem Herrgott, wenn ein wildes Tier kam oder ein böser Mann; denn der Himmel war jetzt klar und die Sternlein flimmerten freundlich.

Einmal noch hoben sie die Blume in den Mondschein, als er gar hell über die Gipfel hereinstrich; dann bargen sie den Schatz in ihre Händchen, beteten wieder und schliefen endlich ein

Schöne Bilder sahen sie im Traum und legten Schlaf; denn als am andern Morgen die Holzhauer durch den Wald gingen und die erfrorenen Kinder fanden, da lag es noch wie der Abglanz des Sonnenscheins auf ihren Gesichtern und trotz ihrer kalten Händchen breitete die Sonnendistel ihre goldenen Blätter aus, als ob sie ihnen noch Licht und Wärme spenden wollte.

Der geplagte Familienvater.

Müde komm ich aus dem Geschäft nach Haus. Der Obligationenmarkt hat sich ja Gottseidank wieder etwas belebt. Aber die Mark, die Mark. Und der schlechte Bericht aus St. Gallen. Und die immer deutlicher werdende Schutzpolitik der Engländer. Man hat es nicht leicht.

Wir setzen uns an den Mittagstisch. Meine Frau serviert mir die Suppe. Aber ihre vorsichtige, rücksichtsvolle Art, mir den Teller leise und sanft hinzustellen, reizt mich. Ich bin doch nicht krank. Wenn ich schon müde aus dem Geschäft komme . . .

„Vater,“ ruft einer Buben. Natürlich der Jüngere. Nie kann er schweigen, wenn wir am Tische sitzen. Ich schreie ihm einen bösen Blick zu.

Meine Frau schaut ihn vorwurfsvoll an. „Hast du schon wieder vergessen, was du mir eben versprochen hast. Siehst du nicht, daß der Vater müde ist?“

Die Betonung meiner Müdigkeit hat etwas Beleidigendes. So müde bin ich denn doch nicht. Höchstens etwas nervös. Bei diesen Unsicherheiten des Devisenmarktes, bei diesen Absatzschwierigkeiten . . . Ich hatte schließlich ein gewisses Recht, nervös zu sein. Aber deswegen braucht man die Kinder nicht vorher zu instruieren.

Die Böffel klappern. Ich tue mit, aber ohne Appetit. Seit dem russisch-deutschen Abkommen habe ich keinen Appetit mehr. Ich starre auf den Teller und suche mir klarzumachen, ob irgendwelche Aussichten für die Bewilligung einer internationalen Anleihe vorhanden seien oder nicht

Von Felix Moeschlin.

„Schmeckt dir die Suppe nicht,“ fragt meine Frau. Auch wenn sie spricht, hat sie diese aufreizende, rücksichtsvolle, vorsichtige Art. Ich muß mich bezwingen, um ihr nicht eine heftige Antwort zu geben.

„Doch,“ sagte ich, „es ist eine sehr gute Suppe“. Die Kinder schauen mich aufmerksam an. Als ob sie ganz genau nachprüfen wollten, ob ich lüge oder nicht. Kinder können eine merkwürdige Art haben, einen anzuschauen. Jetzt soll es nur eines wagen, mich anzureden! Aber sie sagen nichts und beugen sich wieder über ihre Teller.

Ich spiele mit meinem Böffel . . . Die Stille wird etwas drückend. Ich möchte irgend etwas Gleichgültiges sagen, das Wetter ist schön oder etwas Ähnliches . . . Man ist doch kein Ungeheuer. Man ist doch der Familienvater. Sie brauchen einen schließlich doch nicht zu fürchten. Aber ich bringe kein Wort heraus. Meine Nervosität nimmt zu. Meine Frau merkt es. Ihr entgeht ja nichts. Das macht mich noch gereizter. Eine Art Wut steigt mir in den Kopf.

Meine Frau schaut mich besorgt an. Ich glaube, es ist sogar Mitleid in ihrer Art, mich anzuschauen.

Ich hasse nichts mehr, als wenn man mich bemitleidet. Es ist ja gar kein Grund dazu vorhanden, absolut nicht, auch nicht im geringsten. Man soll mich nur in Ruhe lassen, auch mit Blicken . . . Denn diese höchst fragwürdige internationale Anleihe . . . Diese Schutzpolitik Englands. . . Man hat jetzt wirklich keinen Grund, ein gemüthliches Gesicht zu machen. . . Zuviel steht auf dem Spiel. . .